

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **24 (2017)**

Heft 264

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur

Publikum kochen

Ohrfeige

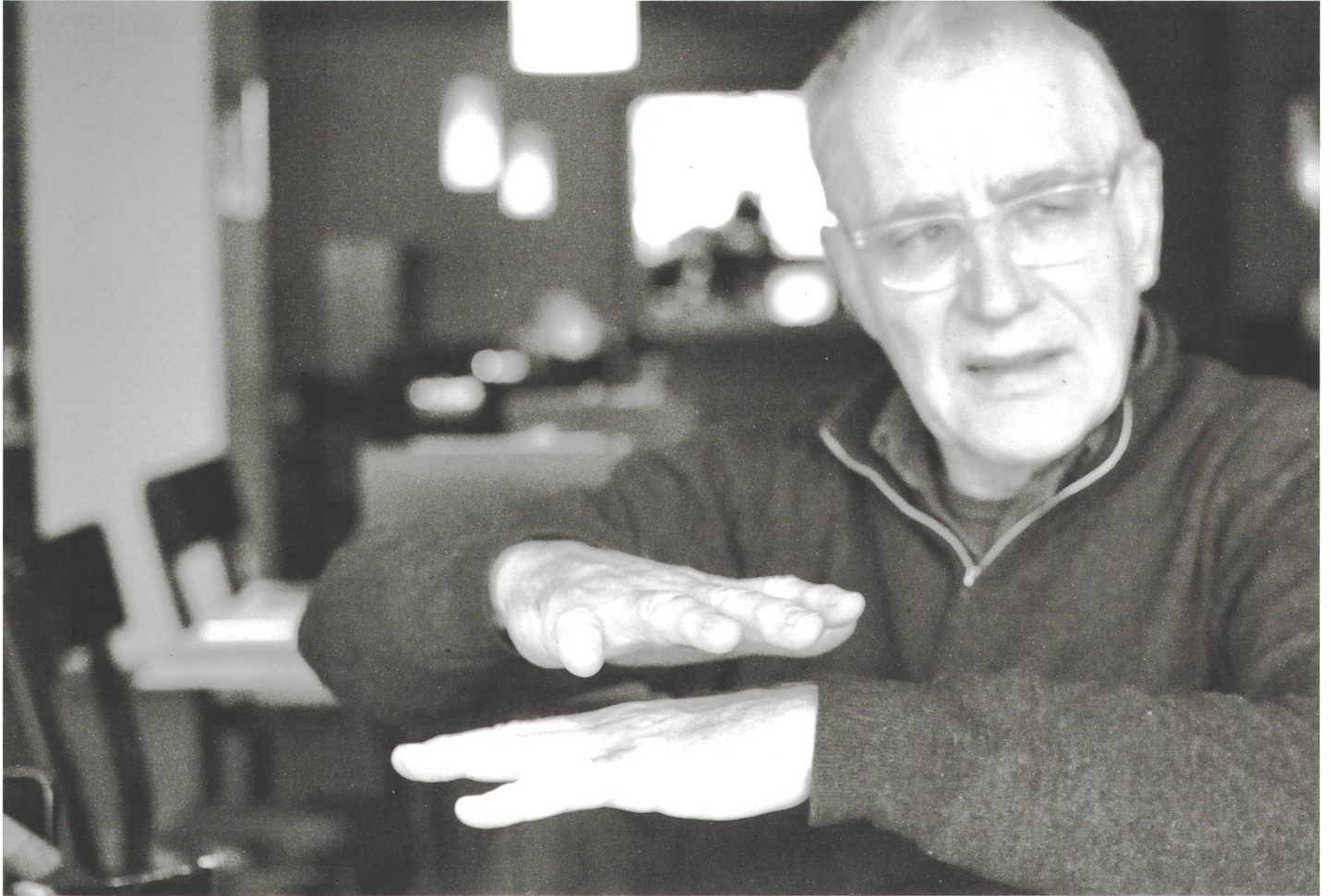
Guillotine

Sargnagel

Seelenfresser

Kastration

«Ich setze bei meinem Publikum Bereitschaft zur lustvollen Differenzierung voraus.»



Joachim Rittmeyer ist mit seinem 20. Programm *Bleibsel* unterwegs. Er ist der klügste und lustigste Kabarettist im Land. Im Interview spricht er über sein aktuelles Programm, Denkprozesse beim Publikum und Harry Hasler. Und er erklärt, was sein Publikum mit Risotto zu tun hat.

TEXT UND BILDER: FRÉDÉRIC ZWICKER

Saiten: Wie läuft es mit dem aktuellen Programm?

Joachim Rittmeyer: Meinen Sie in einem kommerziellen Sinn oder wie ich mich damit fühle?

Zuerst wie Sie sich damit fühlen.

Immer besser. Zuerst bin ich bei Programmen ja der Autor. Dann werde ich zum Interpreten, der die Arbeit des Autors umsetzen muss. Es ist wie mit einem Haus, das man zuerst baut und das man dann bewohnen muss. Das Haus stand schon an der Premiere im April 2016. Jetzt wohne ich komfortabler darin. Langsam verstehe ich als Interpret den Autor besser.

Hat sich die Interpretation stark verändert seit der Premiere?

Nein, eigentlich ist es im Grossen und Ganzen dasselbe geblieben. Die Figuren sind noch etwas mehr gegeneinander abgehoben, ich habe Feinheiten angepasst. Die Publikumsführung funktioniert jetzt sicher besser. Für das Publikum ist es wichtig, dass es eine gewisse Struktur gibt, damit es dem ganzen Programm aufmerksam folgen kann. Wo lässt man Raum für Applaus, wo stellt man dem Publikum ein Bänklein hin, wo es sich kurz ausruhen kann, bevor es weitergeht? Das sind Fragen, die sich erst mit der Bühnenerfahrung beantworten lassen.

Und wie läuft es kommerziell?

Sehr gut. Was mich ein wenig erstaunt hat.

Wieso erstaunt?

Weil ich das Gefühl habe, die Figuren in meinem Programm haben sich verändert. Sie sind nicht mehr so deutlich abgegrenzt und erkennbar wie früher. Bei den bisherigen Programmen bin ich jeweils von der Bühne abgegangen und habe mich für die nächste Figur umgezogen. Jetzt sind es nur kleine Accessoires, welche die einzelnen Figuren sichtbar voneinander abgrenzen. Accessoires sowie Mimik, Gestik und Duktus. Die Figuren sind eher Zitate denn reale Figuren. Es ist ähnlich wie bei einem Cartoonisten, der Figuren mit einer klaren äusseren Linie umzeichnet hat und der neuerdings offener zeichnet, Figuren weniger voneinander abgrenzt. Ich dachte, das könnte weniger Anklang finden. Das ist aber erfreulicherweise nicht so. Vielleicht könnte man sagen, jetzt steht die Architektur des Hauses im Vordergrund, nicht die Möbel, welche die einzelnen Charaktere darstellen würden.

Hat sich auch Ihr Publikum verändert?

Auch. Es gibt immer wieder neue Leute, die Vorstellungen besuchen. Ich habe aber auch ein Stammpublikum, das immer kommt. Sie nimmt es wunder, wie sich meine Figuren entwickeln. Was sie ja durchaus tun, da ich mich auch entwickle. Ich habe mir kürzlich alte Aufnahmen angeschaut und war erstaunt, wie anders als heute die Figuren früher waren. Tendenziell plakativer. Und jetzt schauen das Publikum und die Figuren, wie es mit ihnen weitergeht. Ich gebe meinen Protagonisten ja immer wieder neue Aufträge, bin eigentlich ihr Arbeitgeber. Ich übertrage ihnen auch immer mehr und immer neue Verantwortung. Auch Brauchle, meinem Hilfflosesten. Und die erfüllt er immer mehr oder weniger.

Zu Ihrer Zufriedenheit?

Jaja, eigentlich schon, ja!

Sie sagen, Ihre Figuren seien jetzt weniger plakativ. Verstehen Sie sich als Antithese zu einer bedenklichen gesellschaftlichen Entwicklung: rundherum immer mehr Populismus, Populäres, Oberflächlichkeit?

Es ist nicht so, dass ich das als Auftrag verstehe. Auch hier muss man vielleicht vom Einfluss des Interpreten auf das Werk des Autors reden. Ich möchte differenzierter spielen. Früher habe ich Figuren mehr ausgestanzt, wie man das aus Kabarett und Satire kennt. Teilweise waren das ganz ätzende Typen, die ihren Machtbereich voll ausnutzten. Irgendwann wollte ich sie dann nicht mehr in meinem Figurenkabinett haben. Ich finde es spannender, komplexere Figuren zu spielen. Das macht mir mehr Spass. Die Leute haben immer Freude an ganz eindeutig bösen Figuren, weil diese so weit weg sind von ihnen. Sie müssen sie nicht an sich heranlassen. Differenzierung bedeutet, dass man Figuren ernster nehmen muss.

Man muss sich als Publikum also stärker mit den Figuren auseinandersetzen?

Ja, genau. Es ist nicht so, dass ich meine Figuren ganz gezielt gegen populistische Tendenzen gestalte. Aber es fliesst doch auch einiges von mir ein. Und es würde mir einfach nicht genügen, Kasperlfiguren auf die Bühne zu bringen. Ein Harry Hasler von Giacobbo kann sehr lustig sein. Aber er hat kein Entwicklungspotential. Ich glaube, eine Mehrheit will auf der Bühne Figuren sehen, denen sie überlegen sind. Aber solche Figuren finde ich persönlich nicht sehr interessant.

Haben Sie einen gesellschaftlichen Anspruch?

Ja, sicher. In meinen Programmen kommen zwar keine Namen und keine Tagespolitik vor. Die gesellschaftliche Relevanz ergibt sich anders. Meine Figuren sind keine Winner-typen, sie sind im Gegenteil Loser. Für mich sind sie aber Gewinner, weil sie sich ihre Eigenheiten bewahrt haben, weil sie sich nicht von einer Gesellschaft haben zuschleifen lassen. Sie bleiben ihrer Skurrilität treu und verlieren sich nicht in Gemeinplätzen. Viele Menschen übernehmen Denk- und Verhaltensweisen, die man haben muss, um nicht negativ aufzufallen. Insofern plädiere ich ganz deutlich für Individualismus, kritisches Denken und Respekt auch vor Minderheiten.

Ein aufklärerischer Ansatz?

Ja, im Effekt schon. Ich will, dass die Leute hinschauen, sich Gedanken machen und Meinungen bilden. Für mich gibt es nichts Schlimmeres als Gemeinplätze. Wenn sich die Menschen aneinander angleichen, haben sie sich nichts Spannendes mehr zu sagen. Was gibt es Interessanteres als ein Individuum, das seinen eigenen Mikrokosmos anbietet? Schon Robert Walser hat, wenn ich mich richtig erinnere, von einer «Maschinerie der Gewöhnlichmachung» geredet. So etwas kann sich auch politisch auswirken. In einer Mehrheitsdemokratie verlieren jene häufig viel, die nicht zur Mehrheit gehören. Sie gehen unter, und dadurch gehen individuelle Lebensformen verloren. Im Prinzip ist jeder Einzelne eine Minderheit. Viele kommen aber gar nicht dazu, das zu zeigen.

Es gibt auch Künstler, die sich einander angleichen.

Ja, das ist wahr. Auch Künstler, die sich auf der Bühne der Fernsehunterhaltung anpassen. Dieses «Gib ihm», diese «Insta-Unterhaltung».

Bei Ihnen ist das ganz anders. Sie verzichten auf Knalleffekte. Man muss sich einlassen und konzentrieren.

Ich vergleiche das mit Risotto-Kochen. Man gibt nicht alle Flüssigkeit von Anfang an dazu. Das Reiskorn muss sich nach einem weiteren Gutsch sehnen, und nach und nach wird es gar. So funktioniert das für mich am besten.

Andere giessen aber wieder und wieder ganze Duschen über den Reis. Und viel Publikum scheint das zu schätzen.

Das stimmt. Sie schätzen es im Moment. Mein Programm braucht Arbeit. Sowohl für mich als auch für das Publikum. Es gibt Phasen mit tiefer Temperatur, in denen das Publikum recht ruhig ist. Und dann folgt eine Reihe von Wortspielen, bei denen es den Saal wieder richtig «dureputzt» und alle lachen. Die Temperatur verändert sich, es herrscht Bewegung. Ich fahre nicht immer Vollgas, es gibt Kurven, vor denen ich abbremsen, um danach wieder beschleunigen zu können. Beim Publikum findet so eine innere Entwicklung statt, ein Denkprozess, der nicht ganz anstrengungslos ist. Dafür sind die Erinnerungen dann vielleicht nachhaltiger als bei einem Pointenreigen.

Warum haben Sie angefangen, Kabarett zu machen, diese Art von Kabarett?

Mir hat es zum einen die formale Einfachheit angetan. Man schreibt etwas, Text oder Musik, und kann das auf der Bühne umsetzen – fertig! Dann gefiel mir der «Erschütterungseffekt» des Lachens. Das kannte ich schon vom Familientisch. Ich war der Jüngste. Jeder hatte seinen Platz, seine Rolle. Solche starren Zustände hatten für mich immer etwas Unbehagliches.

Wie haben Sie solche familiären Gesetze erschüttert?

Ich habe beispielsweise durch Imitation von anderen, durch das Blosslegen von familiären Achillesfersen oder durch Vergleiche bewirkt, dass gelacht wurde. Lachen ist der Anfang einer eventuellen Veränderung. Es zeigt häufig, dass bei einer Angelegenheit etwas nicht ganz im Reinen ist. Wenn ich aggressiver gewesen wäre, hätte ich dies vielleicht auf direktere Art ausgedrückt.

Ist das immer gut angekommen? Gerade bei ernststen Angelegenheiten ist ja nicht allen zum Lachen zumute.

Es gab wohl manchmal brenzlige Situationen. Aber wenn Dinge nicht berührt werden dürfen, die gerade dadurch belastend werden, bleibt noch die Ebene des Unernstes.

Der Hofnarr, der sich eine Offenheit erlauben darf, die andere Kopf und Kragen kosten würde?

Ja, das könnte man schon so sagen.

Können Sie sich heute noch mit dieser Rolle identifizieren?

Teilweise schon. Mich interessieren jene Themen stark, die von den Medien, vom öffentlichen Radius nicht erfasst werden. Das, was nicht Thema ist, was nicht Thema sein darf. Die sogenannten relevanten öffentlichen Themen sind mir eh suspekt. Ich wähle am liebsten Themen, bei denen man denkt: Ach, das kenn ich schon! Und dann staunt man, was alles noch damit zusammenhängt.

Auch um zu zeigen, dass die vermeintlich grossen Themen nicht immer den Stellenwert verdienen, der ihnen eingeräumt wird?

Genau. Natürlich braucht es verbindende gemeinsame Themen, aber grösstenteils ist es einfach Schrott, womit die verzweifelt buhlenden Medien die Köpfe vollstopfen. Und da-

durch den Eigenstoff verdrängen. Das eigene Leben ist ja ein enormer Stoff, aber wer glaubt daran, wenn sich auf der öffentlichen Bühne nur jöömrlnde Tourismusmanager oder Morde in Rehetobel und so weiter breit machen? Das ist für mich der wahre Jammer: dass die individuellen Geschichten abgetrieben werden zugunsten anderer – oft aus zweiter oder dritter Hand oder manchmal sogar schlicht faked. Deshalb habe ich in meinen letzten Programmen auch eine eigene Erlebniswelt geschaffen, in der Existierendes – Personen oder Zeitgeschehen – keinen Zutritt hat. Das Publikum kann und muss sich mit eigenen Augen und Ohren ein Urteil bilden.

Oft kommt es beim Publikum aber sehr gut an, wenn beispielsweise Personen des Öffentlichen Lebens aufs Korn genommen werden, die sie kennen.

Natürlich – und das muss auch nicht nur schlecht sein. Das funktioniert und wird immer funktionieren. Es funktioniert wie das Kasperli-Theater. Max Goldt, den ich besonders zu seinen Zeiten beim Satiremagazin «Titanic» sehr geschätzt habe, spöttelte über Kabarettisten als «Tratschmeister der Gesinnungskongruenz». Applaus einheimsen für eine Haltung, welche das Publikum teilt. Zu dieser Art Kabarettist – wenn dieser Begriff überhaupt auf mich noch zutrifft – zähle ich mich nicht. Ich setze bei meinem Publikum eine gewisse Bereitschaft zur lustvollen Differenzierung voraus. Möglicherweise könnte ich mir das weniger leisten, wenn ich am Fernsehen auftreten und zur Meinungsbildung der sehr heterogenen Zuschauerschaft beitragen würde.

Sie sehen sich nicht oder nicht mehr als Kabarettist?

Es ist ein bisschen wie bei einer Partei. Man ist anfangs Mitglied und löst sich dann vielleicht langsam. Früher war für mich klar, dass ich Kabarettist bin. Mit der Zeit fing diese Kategorisierung an, mich ein wenig zu befremden. Die Grenzen zwischen Kabarett und Theater wurden für mich fließend. Ein Veranstalter stellte mich einmal so vor: Kabarett? Theater? Rittmeyer! Damit kann ich leben.

Und dieses Wir-Gefühl, diese lautstark geäußerte Zustimmung zu Haltung und Gesinnung, ist das nicht verlockend?

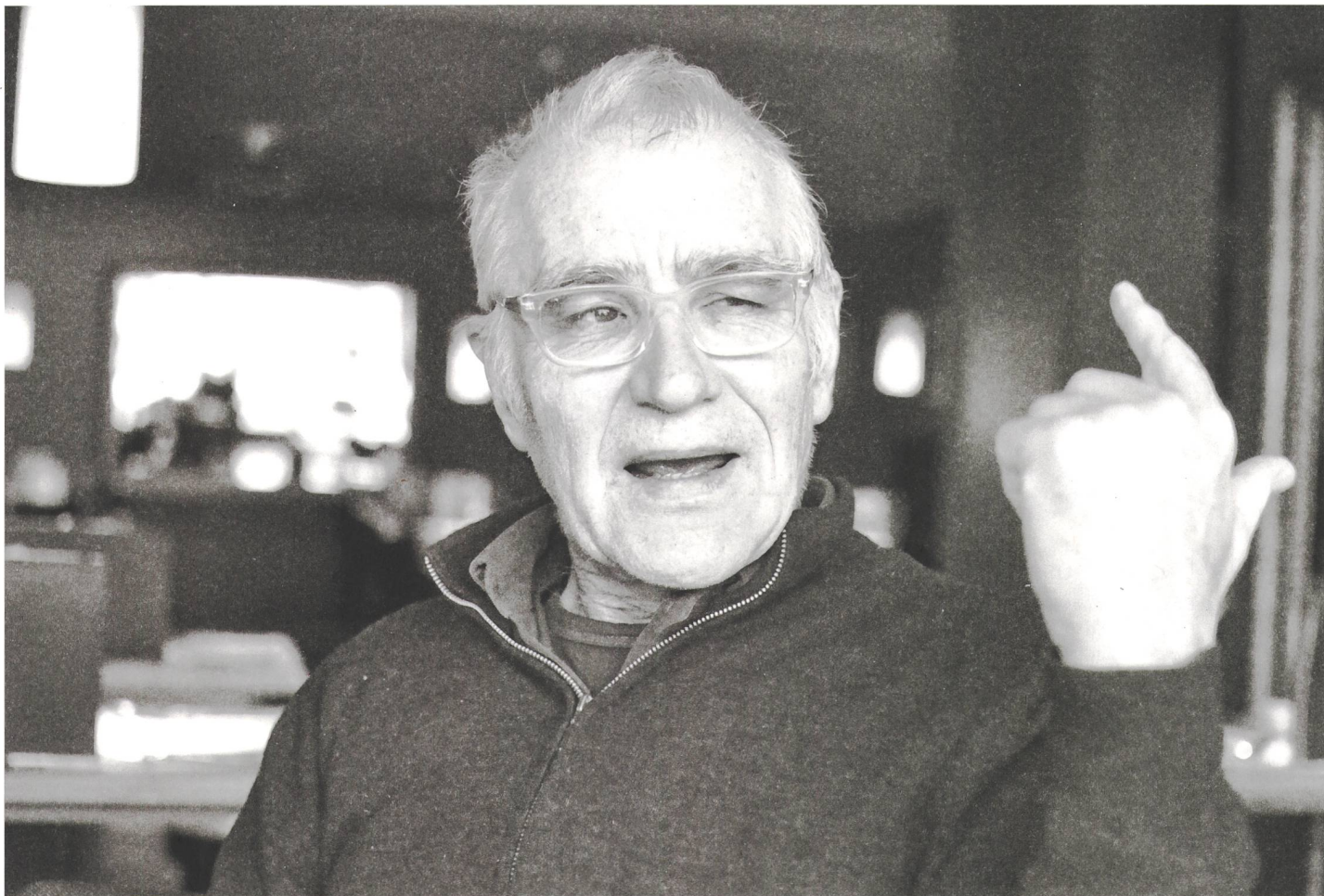
Ich hatte früher mal Auftritte am Openair St.Gallen. Die Power vom Publikum her war natürlich beeindruckend. Da sagst du was, und es kommt so eine riesige Resonanz zurück. Dieselbe Handbewegung, mit der du auf dem Moped Gas gabst, erzeugt plötzlich eine Wirkung wie auf einer 1000er-Maschine. Klar erzeugt das im Moment ein erhebendes Gruppen-, nein: Massengefühl. Aber es eine Dynamik, die ich nicht immer haben muss.

Weil es sehr unkritisch wirkt?

Bei meinen Auftritten in den kleineren Räumen kommt auch ein Wir-Gefühl auf. Die Leute sind auch an derselben Fahrleitung angeschlossen. Aber Aha-Erlebnisse sind keine «Gesinnungskongruenz».

In den letzten Jahren wurde oft darüber gesprochen, was Satire darf oder eben nicht darf. Ich möchte Sie lieber fragen, was Satire kann und soll.

Ich denke, meistens spielt sie mit Realitäten. Wenn Personen mit einer gewissen Macht etwas äussern oder tun, wird das von Satirikern aufgenommen und verarbeitet. So funktionierte beispielsweise Giacobbo/Müller. Als eine Art Organ, das wöchentlich etwas Aufgenommenes verarbeitet und ausscheidet, damit es danach wieder vergessen werden



kann. Man spielt noch ein bisschen damit, bevor es toter Stoff ist. Das hat sicher eine Berechtigung. Es gibt aber auch andere Formen. Manchmal fehlt mir im TV-Satire-Angebot eine etwas existenziellere Auseinandersetzung, eine, die sich nicht bloss mit öffentlichen Figuren und Kasperlfiguren und ihren Aussagen sondern mehr mit dem Individuum, auch dem Satiriker selber befasst.

Können Sie Beispiele nennen?

Ich muss sagen, dass ich nicht so einen guten Überblick habe, weil ich nicht mehr oft fernsehe. Nicht aus elitärem Dünkel, gar nicht. Fussball schaue ich zum Beispiel sehr gerne. Die «Heute-Show» auf ZDF finde ich immer mal wieder gut, sie ist lustvoll gemacht. Oder Harald Schmidt gefiel mir sehr gut. Seine Art, sich mit vielen Lebensbereichen zu befassen und nicht auf Bekenntnisse abzuzielen und darauf, dieses oder jenes Lager zu stärken und Haltung zu zeigen. Wir haben früher am Fernsehen die Sendung Übrigens gemacht, unter anderem mit Franz Hohler, die häufig gegen ungeschriebene Fernsehgesetze verstossen hat, vor allem eines: Alles muss klar als Satire erkennbar daherkommen. So haben wir zum Beispiel mal eine angeblich existierende Organisation vorgestellt, die Hundebesitzern Luftschuttkeller für ihre Lieblinge anbietet, mit Ernstfallübungen und allem Drum und Dran und vor allem: unverschämt teuer. Es ging uns darum ein Beispiel zu zeigen, wie Angst geschürt werden muss, um danach bewirtschaftet zu werden. Das gab einige Verwirrung und Proteste. Aber wir hatten den Rückhalt der Verantwortlichen.

Sie stehen seit Jahrzehnten und mittlerweile mit dem 20. Programm auf der Bühne. Wie geht es weiter?

Das wird sich nächstens entscheiden. Falls nicht demnächst mal eine ernsthafte Idee für ein neues Solostück kommt, dann schliesse ich nicht aus, dass es mal zu einer Art Abschiedstournee kommt. Die verschiedenen Veranstalter waren für mich sehr wichtig. Es wäre auch vorstellbar, dass sie Lieblingsnummern aus meinen Programmen wählen könnten, die ich dann in einem Abschiedsprogramm zusammenstellen würde. Aber darüber habe ich offen gestanden noch nicht öffentlich nachgedacht. Ich lass es auf mich zukommen. Irgendwann mache ich dann wohl einmal einen Schnitt. Was dann folgt ist unklar. Szenische Lesungen wären möglich. Gewisse Ideen knabbern mich an.

Vom 15. bis 18. Februar spielt Joachim Rittmeyer im Casinotheater, Winterthur.

joachimrittmeier.ch

casinotheater.ch



02) Das Gemüse des Monats

Rote Bete, auch *Rote Beete* (von lateinisch *beta*, Rübe, im 17. Jh. aus dem Nd. übernommen) oder *Rote Rübe*, in der Schweiz *Rande*, in einigen Teilen Österreichs, Bayern und Südbaden auch der *Rahner* (*Rauna*, *Rana*, *Rahne*, *Rohne*, *Rone*, *Ronen*, *Randig*, *Rohna*) genannt, ist eine Kulturform der Rübe und gehört zur Familie der *Fuchsschwanzgewächse* (*Amaranthaceae* s.l., inklusive *Gänsefussgewächse*).

365 Tage offen — **Militärkantine St. Gallen** — saisonale Küche mit biologischen Produkten aus der Region

LIMON

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI AYDIN



Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt. Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der Sirenen und der verträumten Inseln...

Restaurant Limon | Linsebühlstrasse 32 | 9000 St.Gallen | 071 222 9 555
bestellung@limon.ch | www.limon.ch

Öffnungszeiten: Mo - Do: 09 - 23 | Fr - Sa: 09 - 01 | So: 16 - 22.30
Neu auch mit Lieferservice!



CRAFT BREWERY
ST.GALLEN

Mit Toggenburg-Power zum Klanghaus

Die Reaktion des Toggenburgs auf den St.Galler Kantonsrat, der das Projekt Klanghaus Toggenburg versenkte, ist eine schallende Ohrfeige an eine egoistische Politikerkaste.

TEXT: MICHAEL HUG

10'000 Unterschriften sind eine überwältigende Zahl als Meinungsäusserung zu einem kulturellen Projekt. «Überwältigend» wird sonst meistens etwas abgelehnt – Burkas, Kampfsjets oder Minarette. Doch ging es bei der Petition zum Klanghaus Toggenburg darum, etwas gutzuheissen, für etwas einzustehen, das sinnvoll ist. Es sind darum auch 10'000 Ohrfeigen an nachlässige und egoistische Politikerinnen und Politiker, denen ihre persönliche Feierabendgestaltung näher lag als Verantwortung für die Allgemeinheit zu übernehmen. Denen Anliegen zeitgemässer Kultur am Hintern vorbeigehen und die es nicht einmal für nötig halten, in einer Schlussabstimmung wenigstens dagegen, wenn schon nicht dafür zu sein.

Schock verdaut

Tant pis. Das Toggenburg verdaute den Schock vom März 2016 und schaute schon am nächsten Tag vorwärts. Schrieb sich «da capo» auf die wehenden Fahnen und bildete eine schlagkräftige Taskforce mit führenden Toggenburger Köpfen. Setzte sich zusammen und bündelte Ideen für ein verbessertes Klanghaus. Konzentrierte konkrete Vorschläge und sammelte innert weniger Monate mit grossem Einsatz und nicht weniger Leidenschaft 10'000 Unterschriften für eine Neuauflage des Projekts. Kurz vor Weihnachten hinterlegte die Taskforce Petition und Unterschriften bei der Staatskanzlei mit der ausdrücklichen Bitte: «Geben Sie dem Projekt Klanghaus Toggenburg nochmals eine Chance und legen Sie es dem Stimmvolk zum Entscheid vor.»

«Die Petition richtet sich an den Regierungsrat und die Kantonsräte», sagt Matthias Müller, Lichtensteiger Stadtpräsident und Sprecher der Taskforce. Der Regierungsrat komme nicht umhin, die Petition zur Kenntnis zu nehmen, meint Müller weiter, «er wird einen entsprechenden Entscheid fällen über das weitere Vorgehen.» Dem Regierungsrat bleiben zwei Möglichkeiten: Entweder er beruft sich auf die Schlussabstimmung vom letzten März und begräbt damit das Klanghaus endgültig, oder er arbeitet die Vorlage unter Einbezug der Verbesserungsvorschläge neu aus und legt sie dem Kantonsrat vor. Die Bevölkerung des Kantons St.Gallen kann erst Stellung dazu nehmen, wenn beide Instanzen Ja gesagt haben. Wenn nur eine Nein sagt, ist das Klanghaus definitiv-endgültig weg vom Fenster.

Müller, der im vergangenen Jahr, drei Monate nach der besagten Frühlingssession, als neugewählter Toggenburger Vertreter im Kantonsrat sein Amt antrat, klärte die rechtliche Situation ab: «Die Wiederholung einer Schlussabstimmung oder ein nochmaliges Aufgleisen der gleichen Vorlage ist nicht möglich, und eine Volksabstimmung nach einem negativem KR-Entscheid ist im Gesetz nicht vorgesehen.» Blicke eine Volksinitiative, doch: «Das dau-

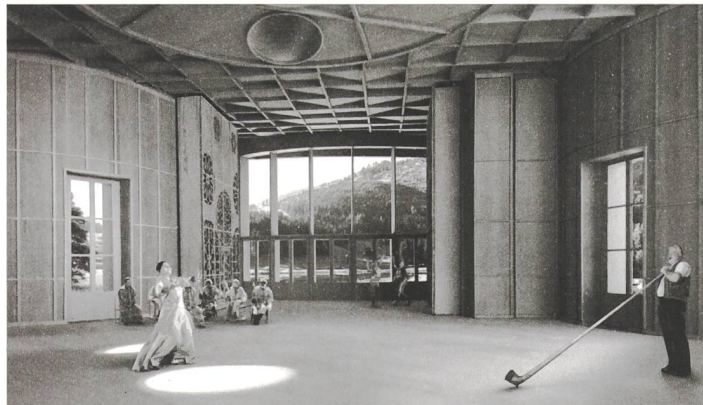


Bild: pd

ert viel zu lange.» Der Stimme des Volkes blieb also nur eine Petition mit einem neuen Projekt (ein verbessertes Projekt ist auch ein neues Projekt).

Die Taskforce lege nun nicht die Hände in den Schoss und warte ab. Denn: Es sei nun erst die Petition eingereicht worden, nicht aber die Vorschläge für ein verbessertes Projekt. Müller: «Die Taskforce arbeitet an der Projektentwicklung weiter. Wir haben eine externe Machbarkeitsstudie für einen Teilbereich in Auftrag gegeben, welche noch aussteht. Diesbezüglich ist bis Ende Februar mit Resultaten zu rechnen. Anschliessend kann das modifizierte Projekt definitiv der Regierung übergeben werden.» Konkrete Aussagen zu den Vorschlägen will Müller noch nicht machen: «Es ist aber sicher so, dass sich die Zusatzrunde definitiv gelohnt hat. Das Projekt konnte wesentlich weiterentwickelt werden und viele der Kritikpunkte wurden aufgenommen.»

Volkswirtschaftlicher Nutzen kräftig gesteigert

Unter anderem werde der volkswirtschaftliche Nutzen nochmals kräftig gesteigert. Dies war einer der Hauptkritikpunkte beim 24-Millionen-Projekt. Ein anderer waren die Bau- und Betriebskosten. 19 Millionen Franken der Baukosten hätte der Kanton übernehmen müssen, 5 Millionen sollten Private einbringen. Es war zudem vorgesehen, dass die Betriebskosten zum grossen Teil vom Kanton übernommen werden, da die Betreiberin, die KlangWelt Toggenburg, diese nicht voll übernehmen kann beziehungsweise der Betrieb voraussichtlich immer defizitär bleiben wird.

Dieses Betriebsdefizit war das Argument für die SVP, das Projekt abzulehnen. Während zehn von zwölf Toggenburger Kantonsräten aller Parteien zustimmten, waren zwei SVP-ler dagegen: Mirco Gerig und Ivan Louis. «Es kostet ganz einfach zu viel», sagte Mirco Gerig. Er wird, wenn das neue Projekt tatsächlich günstiger zu stehen kommt, Farbe bekennen müssen. Und Ivan Louis, der zurzeit Vizepräsident des Kantonsrats ist, darf, sofern der Regierungsrat das Projekt neu auflegt, dannzumal als Ratspräsident über das «neue» Klanghaus abstimmen lassen.

Peter Roth, Komponist, Initiant und Vorkämpfer für das Klanghaus – die Idee ist schon mehr als ein Jahrzehnt alt –, ist nicht Mitglied der Taskforce, hält aber regen Kontakt mit ihr und meint: «Aus meiner Sicht kann ich sagen, dass wir mit substantiellen Verbesserungen kommen und dass in diesem neuen Anlauf nun endlich die <Toggenburg-Power> zum Tragen kommt!»

klanghaustoggenburg.ch

Für Pioniergeister und alle, die es noch werden wollen

Die Palette ist auch bei der elften Ausgabe des Nordklang-Festivals am 9. und 11. Februar in St.Gallen wieder breit: Von finnischem Folk bis zum schnörkellosen Techno aus Dänemark ist fast alles dabei. Und: Wer will, kann noch mithelfen.

TEXT: CORINNE RIEDENER



Ida Gard. Bild: pd

Etwas ist fast jedes Jahr gleich beim Nordklang-Festival: Wenn man sich nicht herzlich mit der Musikszene im Hohen Norden auseinandersetzt, kennt man kaum mehr als einen oder zwei der vielen Namen aus dem Programm.

Daran hat sich auch im elften Festival-Jahr nichts geändert. Der Däne Lasse Matthiessen ist uns noch ein Begriff, weil er vor etwa zwei Jahren im Kulturhaus Rose in Stein gespielt hat, über Gidge stand letzten Frühling etwas im «Cone Magazine», und MËRCY und Antonio Gram heissen die Soloprojekte der Gründungsmitglieder von Reptile Youth.

Der Rest des diesjährigen Line-Ups ist Neuland. Und das ist auch gut so, denn was gibt es Schöneres, als Unbekanntes zu entdecken – und demnächst gleich noch live vor der eigenen Haustür zu erleben. Eine Pionier-Haltung, die auch von den Macherinnen und Machern des Nordklang-Festivals gepflegt wird, etwa wenn sie sich am SPOT-Festival in Århus regelmässig Inspiration fürs heimische Programm holen.

Keine Genre-Schubladen, sondern Kategorien

Damit man sich trotzdem einigermaßen orientieren kann, gibt es seit letztem Jahr verschiedene Skalen auf dem Nordklang-Flyer. Sie versuchen, die Musik der eingeladenen Künstlerinnen und Künstler einzuordnen, aber nicht in beengte Genre-Schubladen, sondern in Kategorien wie «traditionell bis modern», «instrumentell bis elektronisch», «laut bis leise» und «fröhlich bis melancholisch».

Was aus Schweden müsste demnach eher elektronisch, leise, melancholisch und sehr modern klingen. Nachdem wir You-

Tube intensiv konsultiert haben, können wir das grob so bestätigen. Valdimar aus Island klingen ebenfalls vielversprechend (auch wenn wir kein Wort von dem verstehen, was sie singen). Im Programm ist die Band als eher instrumentell und modern gelistet und soll laut Nordklang-Präsidentin Larissa Bissegger eine «ziemlich abgefahrene Truppe» sein.

Sehr traditionell und fröhlich kommen Hohka daher. Das Folk-Musik-Ensemble aus Finnland ist schon seit mehr als zehn Jahren aktiv und ist auch schon ordentlich rumgekommen. So ziemlich das Gegenteil von Hohka: MËRCY. Sie reissen den «Ausklang» am Samstagabend in der Grabenhalle und machen «schnörkellosen Techno», so Bissegger. Fürs Aufwärmen am selben Abend sind The Youth aus Dänemark zuständig, eine Band, die sich auf Garage-Rock aus den 60ern spezialisiert hat.

Das generelle Einwärmen geht aber bereits am Donnerstag zuvor vonstatten, wenn die vier Damen von We Like We, ebenfalls aus Dänemark, im Kinok den Schweizer Stummfilm *Der Rächer von Davos* von Heinrich Brandt vertonen (um 19 Uhr und ein zweites Mal um 21 Uhr). Darin geht es um «die schöne Agnes», die sich in den Grafen de Miliesco verliebt, welcher es wiederum nur auf Agnes' Geld abgesehen hat. Schneekutschenrennen und Showdown auf dem Viadukt der Rhätischen Bahn inklusive.

Für einmal ohne Vorklang

Zum zehnjährigen Jubiläum letztes Jahr hat Nordklang-Gründer Felix Van den Berg die Leitung des Festivals an ein junges Team abgegeben. Dieses sei nach der erfolgreich bestandenem Feuertaufe im letzten Jahr weiter zusammengewachsen und freue sich nun sehr auf die diesjährige Ausgabe des Nordklang-Festivals, sagt Bissegger. Einziger Wehmutstropfen: Der geplante «Vorklang», eine Kooperation mit Katrine Stochholm aus Dänemark und hiesigen Künstlern in der Kirche St.Laurenzen, musste aus organisatorischen Gründen kurzfristig abgesagt werden.

Die gute Nachricht: Das Nordklang sucht noch Helferinnen und Helfer, zum Beispiel an der Garderobe, an der Kasse oder für die Betreuung der Bands. Das Ganze ist ehrenamtlich, wie alles beim Nordklang, aber wer will schon Geld für eine Gratis-Exkursion in die musikalischen Gefilde des Hohen Nordens. Wer Lust hat, kann sich melden: bei dominik@nordklang.ch.

Nordklang 2017

9. und 11. Februar, Grabenhalle, Palace, Pfalz Keller, Hofkeller und Kellerbühne St.Gallen.

Showcase mit Ida Gard: 11. Februar, 15 Uhr, Viegener Optik St.Gallen.
Ausführliches Programm: nordklang.ch.

Rahmenprogramm im Kinok: *Welcome to Norway*.
Infos und Spielplan: kinok.ch.

Royale Herrlichkeit und Guillotine

Letztes Jahr haben sie das 40. Openair St.Gallen auf der Hauptbühne eröffnet. Am 27. Januar erschien ihr Debut-Album *Versailles* nach zehn Jahren Bandgeschichte. Das ist ungewöhnlich. Und auch deshalb gut.

TEXT: FRÉDÉRIC ZWICKER

Wer denkt, Panda Lux, eine Band bestehend aus vier Jungs Anfang 20, in den letzten Jahren immer mehr in aller Munde, Konzerte auch auf grossen Bühnen, Medienpräsenz, Sparte Pop, everybody's Darlings – all das müsse recht zugeschliffene, gut teenietaugliche, ergo tendenziell langweilige Musik bedeuten, der wird bereits stutzen, wenn er sich das Album erst einmal von aussen ansieht. Denn Pop ist häufig ein Synonym für angestrebte Radiotauglichkeit. Und radiotauglich ist nur, was nicht länger als dreieinhalb Minuten dauert. Vielleicht, in Ausnahmefällen, auch einmal vier – man kann ja Intros und Outros am Radio gut rausschneiden, wenn die Musiker zeigen müssen, dass sie ein bisschen mehr als Strophe, Refrain, Strophe, Bridge, Refrain können und wollen, wenn sie zu sehr Homo ludens, spielend, verspielt, und zu wenig Homo oeconomicus sind,

Von elf Songs auf *Versailles* sind sieben länger als vier Minuten, davon vier länger als fünf Minuten und deren drei dauern sogar geschlagene acht bis neun Minuten. Wer also bei Panda Lux an die zugeschliffene, poppige Teeniemusik gedacht hat, sieht jetzt zwei Möglichkeiten: Entweder die jungen Herren und ihre Berater haben das Musikgeschäft gänzlich missverstanden oder dieses Album könnte doch interessant sein. Recht hat, wer letzteres denkt.

Teil eines Phänomens

Deutschsprachige Popmusik, oft mit rockigen bis elektronischen Klängen angereichert, hat in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Relativ junge Bands aus dem deutschsprachigen Raum haben sich zu regelmässigen Gästen auf grossen Bühnen gemauert. Wanda oder Bilderbuch aus Österreich, die deutschen AnnenMayKantereit, Alligatoah oder der Schweizer Faber, dem bisher in Deutschland noch grösserer Erfolg beschieden ist als in der Schweiz, sind nebst vielen anderen Teil dieses Phänomens. Und Panda Lux passt da wunderbar rein. «Wir begrünnen diese Entwicklung. Dadurch gibt es immer mehr Plattformen für deutschsprachige Musik», sagt Janos Mijnsen, Bassist und Keyboarder.

Panda Lux hat aber nicht die Zeichen der Zeit erkannt und sich angepasst. Die vier Rorschacher musizieren seit zehn Jahren zusammen. Und Standarddeutsch war von Anfang an die Sprache, in der sie ihre Texte schrieben und sangen. Auch musikalisch eignet sich die Band für grosse Bühnen und die interessanten Openair-Slots: Ihr Sound ist melodisch und gross, sie tragen dick auf, sowohl instrumental als auch stimmlich. Wobei: Da gibt es live und auf dem Tonträger gewisse Unterschiede.



Panda Lux: Moritz Widrig, Janos Mijnsen, Silvan Kuntz (Sänger), Samuel Kuntz. Bild: pd

Aus zwei mach eins

Die meisten Bands, die seit zehn Jahren zusammen musizieren, haben in dieser Zeit das eine oder andere Album veröffentlicht. Nicht so Panda Lux. Es gab einmal eine EP, damals noch unter anderem Namen, dann erschien die eine oder andere Single mit viel Radio-Airplay, das eine oder andere Musikvideo. Aber eine LP, die gab es nie, die kommt jetzt, die vereint aus einer Fülle von Songs, was von den vier Mitgliedern musikalisch und textlich als das Beste, das Interessanteste angesehen wird. Elf Stücke, die zusammenpassen.

Eine Einschätzung übrigens, die Janos freut, die ihn aber auch ein bisschen erstaunt. Denn er sagt: «Eigentlich sind es zwei musikalische Teile, die wir zusammengefügt haben. Einerseits poppige, gefällige Songs, andererseits die härteren, experimentelleren, die sich gern einmal mehr Zeit nehmen.» So augenfällig sich diese Zweifaltigkeit bereits bei der Dauer der Songs zeigt, so klar sich diese Songs auch beim Hören unterscheiden, so gut passen sie aufgrund der einheitlichen Soundästhetik eben doch zueinander. Und es ist äusserst erfreulich zu sehen und hören, dass eine junge Band, welcher der Erfolgshonig langsam aber sicher um den Mund geschmiert wird, nicht ausschliesslich Honigsüßes produziert.

Panda Lux haben im Sommer 2013 angefangen, Songs für *Versailles* zu schreiben und arrangieren. Ein Jahr lang haben sie mit dem Tontechniker Philippe Laffer sporadisch an den Stücken gearbeitet. 2014 nahm die Stammformation auf. Es folgten Overdubs, Bläser, ein Kinderchor. Janos sagt: «Wir haben uns bei jedem einzelnen Produktionsschritt mehr Zeit genommen, als ursprünglich gedacht.»

Die letzten drei Jahre haben Panda Lux vor allem an diesem Album gearbeitet. In dieser Zeit spielten sie auch Konzerte. Und weil sie live allermeist auf Bläser und auch auf viele der Overdubs verzichteten, die auf dem Album zu hören sind, klingen die Songs, die das Publikum von Konzerten kennt, auf dem Tonträger anders. Das ist indes nur für Banausen ein Problem. Alle anderen dürfen sich auf ein Album freuen, dem man anhört, dass erfahrene, eingespielte Musiker sich ungewöhnlich viel Zeit damit gelassen haben. Prunkvoll und verschnörkelt wie das Schloss von Versailles zu Zeiten des Sonnenkönigs klingt das manchmal. Und dann wieder roh wie die Guillotine, die der royalen französischen Herrlichkeit ein abruptes, wenn auch nur vorübergehendes Ende setzte.

Plattentaufer: 10. Februar, Palace St.Gallen

pandalux.ch

Die Übertrollfuckingmeisterin

Ohne Sargnagels Schmääh wären Soziale Medien urfad – eine Lobrede auf die österreichische Autorin.

TEXT: FELIX MICHAEL GRIEDER

«Mit jedem Satz, den ich für Bezahlung schreibe, erlischt in mir ein kleiner, lieber Stern. Lohnarbeit ist Demütigung, immer und ausnahmslos. Ich möchte nicht arbeiten, ich möchte meine Zeit mit Nichtstun verbringen [...]. Ich möchte lieber Gelehrte sein, nur ohne die anstrengende Leserei oder ich möchte Asketin sein, aber ohne den ganzen Verzicht.» Das schreibt Stefanie Sargnagel in ihrem Text *Penne vom Kika*, mit dem sie den Bachmann-Publikumspreis hinter einer riesigen Sonnenbrille und unter ihrem roten Basenhut souverän abräumte. Ihr Sieg sei auch kein Wunder, so die 31-jährige Wienerin bescheiden, schliesslich habe sie dank Social Media auch die grösste Reichweite. Den eingereichten Text findet sie selbst gar nicht so toll.

Auch ein Understatement ist ein Statement – und diese sind Sargnagels Métier. Im Juli wird ihr mittlerweile viertes Buch erscheinen, eine weitere Sammlung von Facebook-Statusmeldungen Sargnagels, die mittlerweile wegen der Klarnamenpflicht auf besagter Plattform wieder Sprengnagel heisst. Wenn sie nicht grad Posts absetzt, engagiert sie sich in der satirischen «Burschenschaft Hysteria», malt Cartoons für den «Falter» oder träumt von einer Karriere als Battlerapperin. Angefangen hat das Sargnagel-Epos in Daniel Richters Meisterklasse an der «Akad» in Wien, wo sie «eher die Bodenständige» war und «trashige Fanzines» machte. Diese wurden in der Szene bald gesammelt, worauf sie mit «Binge Living: Callcenter-Monologe» ihr Debut gab. Der Rest ist Social Media-Geschichte.

Back 2 irony

«Mein Humanismus verleitet mich immer wieder dazu, unreflektierten Volltrotteln irgendwas erklären zu versuchen. Back 2 irony», so ein Facebookstatus aus dem letzten Sommer. Solche Ansa-gen provozieren Reaktionen: Einerseits gibt es wenige Autorinnen oder Kunstschaffende, die derart unverblümt, treffend und vielfältig das Leben und Denken einer ganzen Generation vermitteln. Andererseits wird sie dafür auch immer wieder übel angefeindet. Identitären und anderen Strache-Fans will es partout nicht den Hals runter, dass eine junge Frau für Sprüche wie diesen gefeiert wird: «Wenn die ösi rechten toleranz und multikultur deshalb für gescheitert erklären weil es in andern kulturen genauso aggressive chauvinistische nationalistische holzköpfe gibt wie sie selbst. Alright.»

Reaktionen auf Sargnagels Sargnägel sind, wie in den Sozialen Medien leider alltäglich, teilweise zutiefst sexistisch. Die sonst an jeder Ecke eine Verschwörung «politischer Korrektheit» wittern, reagieren auf Sargnagel geradezu wehleidig, weil diese, derart herausgefordert, nicht nur intelligent, sondern auch hochgradig unkorrekt zurückschiesst. Trollt der Schriftsteller Thomas Glavinic seine jüngere Kollegin unter der Gürtellinie in chauvinistischer Stammtischmanier, so findet er in dieser die Übertrollfuckingmeisterin: «Diese rechten misogynen männer sind so eekilik. mir tun die rechten Frauen iwie leid. wissen die nicht, dass es gute, liebe männer gibt?» schreibt sie in einem ihrer Statements. Gemessen daran, dass diesem übelste Beleidigungen und Gewaltandrohungen vorangingen, ist es sogar freundlich geraten.



Stefanie Sargnagel macht Rechtsextreme traurig, weil sie ihnen bei Demos gerne Fahnen klaut. Bild: Fb

«refugee gang bang»

Die in diesen Fragen kompromisslose Feministin will aber nicht darauf reduziert werden. Fragt beispielsweise «Die Zeit», ob Sargnagel wie Lena Dunham Körpernormen infrage stellt, antwortet sie mit einer massiven Gesichtspalme: «Warum sagen das die Leute? Weil ich mehr als 50 Kilo wiege? Das ist eine komische Reduktion, denn ich komme in meinen Texten auf noch ganz andere Themen: Prekariat, das Schöne im Hässlichen; Kneipengeschichten, Gosenpoesie, schwarzer Humor.» Sie trifft damit einmal mehr ins Schwarze: Hiesse es bei einem älteren Herrn mit ähnlicher Vulgärpoesie: «Aah, Bukowski!», so muss sie zum x-tausendsten Mal Fragen zu ihrem Körper beantworten.

Ihre Kernkompetenz wird dabei noch immer krass unterschätzt. Weil sie neben ihren erfreulichen Skandalen sehr empathisch und schön formuliert aus einer postfordistischen Lebenswelt berichtet, die für so viele Alltag ist. Sargnagel berichtet von wichtigen Themen wie Klassismus und Sexismus, hat aber das Gespür für nette Kleinigkeiten nie verloren. Zum Beispiel für Strassenbahngonzo: «ganz vergessen mich hat heut eine 80 jährige frau mit der österreich zeitung geschlagen, weil ich sie in der strassenbahn liegen gelassen hab. dabei wars gar nicht meine. hab auch gesagt: «das ist nicht meine, hab nur für instagram fotografiert, dass die österreich immer mehr waffen kaufen». und sie: «sie drecksau. sie arschloch». Oder nach Van der Bellens Wahl, back 2 irony: «Geil die wahlparty! Koks, champagner, chlorhendl vom grill und refugee gang bang!»

Stefanie Sargnagel liest am 22. Februar im Palace St.Gallen und am 23. Februar im Kammgarn Hard, unterstützt von Puneh Ansari.

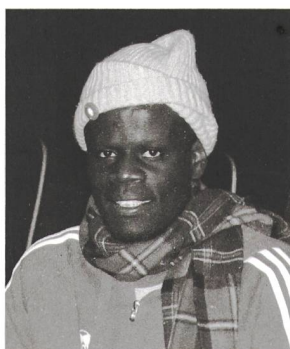
palace.sg

kammgarn.at

Theater als Stimme des Schweigens

Mit *Angst essen Seele auf* bringt das Stadttheater Konstanz im Februar Fassbinders kontroversen Filmklassiker auf die Bühne. Ein Gespräch mit Schauspieler Mphundu Brian Mjumira.

TEXT UND BILD: VERONIKA FISCHER



Saiten: Sie kommen gerade aus einer Probe zu *Angst essen Seele auf*. Worum geht es in dieser Geschichte für Sie?

Mphundu Brian Mjumira: Im Stück geht es um die Flüchtlingsthematik, die seit Jahren weltweit präsent ist. Fassbinders Film *Angst essen Seele auf* aus den 1970er-Jahren erzählt die Geschichte eines Marokkaners, der als Gastarbeiter nach Deutschland kommt. Heute, also 40 Jahre später, ist die Thematik immer noch aktuell. Menschen aus Afrika kommen nach Europa, Menschen aus Asien kommen nach Afrika, und auch nach Malawi, wo ich herkomme, kommen Flüchtlinge aus Mosambik, wo lange Krieg herrschte. In *Angst essen Seele auf* spiele ich einen jungen Mann, der mit sechs anderen in einem kleinen Zimmer lebt. Das ist unerträglich, könnte man meinen. Aber vielleicht ist in seinem Land Krieg und diese Situation jetzt ist viel, viel besser. Für mich ist der Film eine Liebesgeschichte. Ali, der Gastarbeiter, verliebt sich in Emmi, eine Putzfrau, die sehr viel älter ist als er. Beide kämpfen zusammen gegen die Ablehnung von aussen und dann auch mit der eigenen Dynamik, die ihre Beziehung aufwirft. Das finde ich spannend: der Moment, an dem das Verliebtsein kippt und es schwierig wird.

Finden Sie, es ist Liebe, was diese beiden Menschen verbindet? Oder klammern sie sich aneinander, weil sie sich aus der Einsamkeit holen?

Für mich ist das definitiv Liebe! Am Ende könnte die Frau einfach gehen und sich nicht mehr um den Mann kümmern. Aber das tut sie nicht, trotz all der Probleme. Und so ist es doch in der Realität auch. Wenn man sich liebt, dann streitet man vielleicht viel, wenn man zusammen ist, aber sobald der eine nicht mehr da ist, hat man sofort Sehnsucht und

schreibt tausend Nachrichten. «Ich vermisse dich so», «Ich will bei dir sein» und so weiter. Das macht die Thematik des Stücks noch breiter, weil es wirklich jeden betrifft.

Wie sind Sie dazu gekommen, die Hauptrolle in dieser Inszenierung zu spielen?

Ich war 2011 schon hier und habe in *The Messenger* gespielt, dann 2013 nochmal in *Das Spiel ist aus*. Das Theater Konstanz hat eine Zusammenarbeit mit Theatergruppen in Malawi aufgebaut. Wir erfahren hier grosse Unterstützung durch die Kooperation. So konnten wir Land in Malawi kaufen und dort einen richtigen Ort für Theater schaffen. Das gibt es sonst nämlich nicht. Man hat keine Bühnen, sondern spielt irgendwo, in einer Schule oder unter einem Baum. Jetzt haben wir einen richtigen Künstlertreff. Dorthin kommen Schauspieler, Bühnenbildner, Musikerinnen und alle, die an Kultur interessiert sind. Wenn es so einen Ort nicht gibt, gibt es auch den Austausch nicht, und viele Projekte würden nie entstehen. Mit der Unterstützung des Theaters Konstanz und seines Intendanten konnten wir uns einen Traum von Theater verwirklichen. Dafür bin ich unendlich dankbar.

Malawi ist ein sehr armes Land. Man könnte sich auch für die Landwirtschaft oder die Schulbildung engagieren. Warum Theater?

Für mich ist das Theater wichtig, um Kultur zu erhalten. Es gibt jenen Menschen eine Stimme, die schweigen. Es ist eine Plattform, wo es gestattet ist, Dinge anders zu betrachten. Wir verbringen unser Leben ja grossenteils im Autopilot-Modus. Aufstehen, essen, arbeiten, schlafen – und dann wieder von vorn. Im Theater kann man die andere Seite des Lebens betrachten und Fragen nachgehen. Wohin geht die Welt? Was machen andere Menschen? Und dann kann man darüber nachdenken, wie man Dinge richtig oder anders machen könnte. Es öffnet also den Horizont des eigenen Denkens.

Und was bedeutet das für Sie persönlich? Welche Erfahrung haben Sie mit dem Theater in Ihrem Leben gemacht?

Ich habe gelernt, dass es nicht nur um mich geht. Das denkt man ja gerne. Immer nur ich, ich, ich. Aber so funktioniert es nicht. Man braucht ein Gegenüber, einen anderen, der einen sieht und unterstützt. Ich wäre sonst nicht hier. Es hat jemanden gebraucht, der mir sein ganzes Vertrauen schenkt. Der mich ansieht und an mich glaubt. Ich bin dem Konstanzer Intendanten Christoph Nix dankbar, dass er mir dieses Vertrauen und diesen Glauben geschenkt hat.

Denken Sie, dass es Ihr Talent ist, das Sie hierher gebracht hat, oder der Zufall?

Es ist das Schicksal. Ich habe vor Jahren in der *Dreigroschenoper* den Mackie Messer gespielt. Ich habe diese Figur geliebt und habe alles von Brecht gelesen, was ich finden konnte. Ich wollte verstehen, wie dieser Mensch denkt, der Stücke mit dieser universellen Gültigkeit schreibt. Er ist wie ein Satellit, der über der Erde kreist, und alles erfasst. Und dass ich jetzt unter Regie von Johanna Schall spielen darf, ist eine solche Ehre für mich. Ich muss Ihnen dazu ein Geheimnis verraten: Sie ist eine Enkelin von Bertold Brecht. Das ist doch unglaublich, oder?

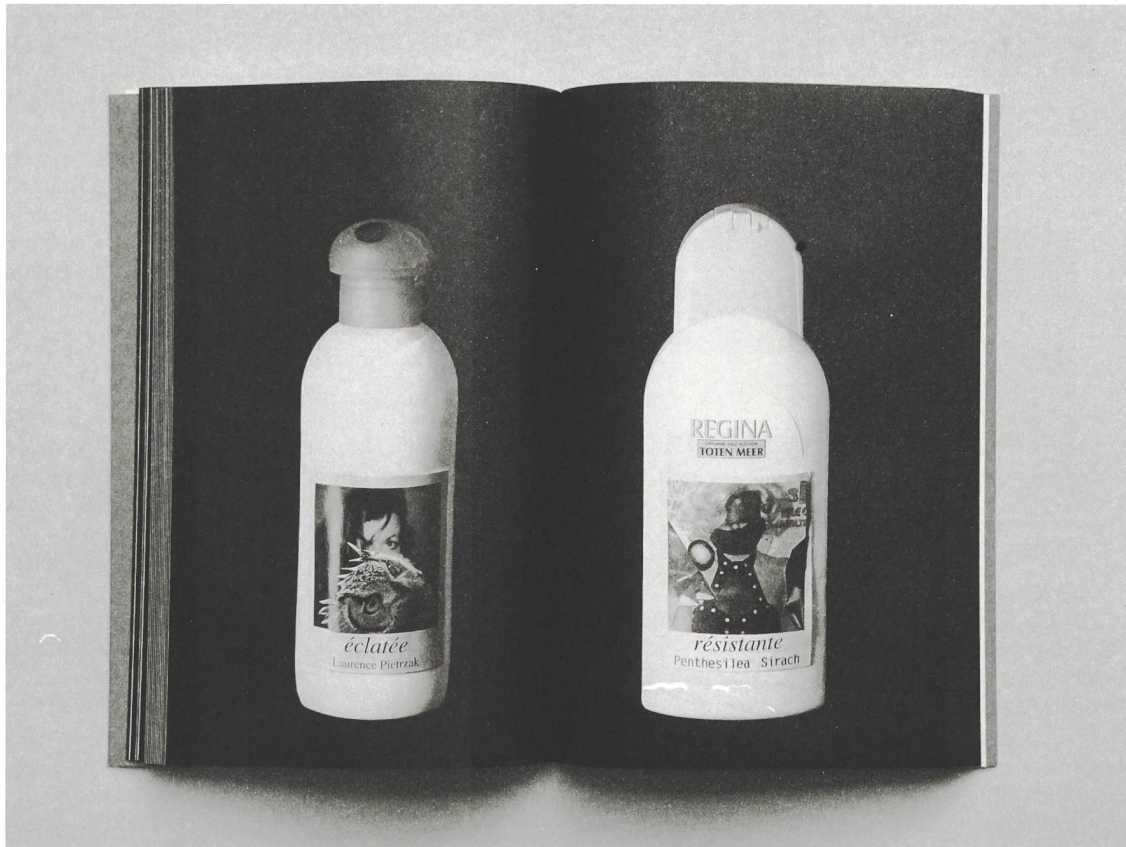
Premiere: Samstag, 11. Februar, 20 Uhr, Spiegelhalle Konstanz.
Weitere Vorstellungen bis 16. März.

theaterkonstanz.de

Der Stoff, aus dem die Schäume sind

Mit dem Buch *Sapphische Flaschenpost* legen der Künstler Peter Z. Herzog und der Lyriker Florian Vetsch ein Bild-Text-Panoptikum aus der Welt der Schäume und (erotischen) Träume vor, das sich gewaschen hat.

TEXT: CLEMENS UMBRICHT



Dass der Eros schäumt, wissen wir seit Aphrodite. Der griechischen Mythologie zufolge schnitt Kronos, Uranos' Sohn, seinem Vater die Geschlechtsteile mit einem Sichelhieb ab und warf sie ins Meer. Dieses vermischte sich schäumend mit Blut und Samen und gebar Aphrodite. Ihres Zeichens Göttin der Schönheit und der Liebe, trug sie fortan den Beinamen «Schaumgeborene». Mit dem Thema Schaum hat sich vor einigen Jahren auch der Philosoph Peter Sloterdijk befasst: Shakespeare paraphrasierend summiert er im dritten Band seines *Sphären*-Werkes: «We are such stuff the foams are made on.» Mächtige anthropologische Blasen-Cluster bieten hier Anlass zu menschengeschichtlicher Schaumdeutung.

Auch Peter Z. Herzog und Florian Vetsch widmen sich in ihrem Kunstband dem Schaum, genauer: dem «entsetzlich aufschäumenden Eros». Wem es ihre gischtende Flaschenpost an die heimatischen Gestade schwemmt, der taucht ein in ein prickelndes Seh- und Leseerlebnis.

Shampoos als gesellschaftliche Spiegel

Über 300 Shampoo-Flaschen hat der in Zürich wohnende Künstler Herzog in der Zeit von 1999 bis 2001 anlässlich eines Aufenthalts in

Paris gesammelt und neu gelabelt. Entstanden ist ein lustvolles Panoptikum der Markenwelt unseres Hygiene-Verständnisses, um nicht zu sagen: Hygienewahns.

Beispiele gefällig? Ein nachhaltiges Dusch-Vergnügen bietet das Produkt «timeless. Ewig Verwandelt». Für übernachtigte Reisende empfiehlt sich das revitalisierende «étrange. Viel Durchgemacht». Sanftes Re-Shaping der intellektuellen Silhouette insinuiert «Zettel's *Dream Profiler*». Ob für die reife Mutter («maternelle. Klytemnästra Erosetta»), für den leidenschaftlichen Gamer («dé-lurée. Patty Universe 3.0») oder für den spirituellen Sucher («intuitive. Silzenium Om») – Duschen ist das halbe Leben, in Markennamen kristallisieren sich Sehnsüchte! Wer es härter mag, greift zu «douteuse. Wilma Mankiller». Für den finalen Waschgang empfiehlt sich «médusée. Straight Shot». In der modernen Zeus-Hera-Beziehung hat «résistance. Penthesilea Sirach» seinen Platz. Exquisite Duschnoten versprechen schliesslich Artikelnamen wie «aquatique. The Beholder's Share», «étrange. Kaltes Plasma» oder «polarisée. Emma Facekini».

Wem das auf den ersten Blick absurd erscheint, dem ist der Schaum noch nicht aufgegangen. Die fantasievollen Produktezeichnungen mit realen oder fiktiven Namen führen, ebenso wie

Pronto: Hans Schweizer

die Bildcollagen auf den Etiketten, mitten in Fragen zu Körperpflege und Identität, Vergänglichkeit und Bleibendem. Das Haar- und Körperwasch-Shampoo als Spiegel identitätsergänzender Versprechungen und damit verbundener gesellschaftlicher Codierungen – damit treibt Herzog ein hintergründiges Spiel. Seine regenbogenfarbene Kollektion der Duschgels ist die Geschichte eines Wegwerfartikels, erzählt auf der schwarzen Bühne, auf welcher der Witz in den Aberwitz kippt. Die Rekonstruktion der Duschmitteldosen führt direkt zu ihrer Dekonstruktion, Bezeichnetes und Bezeichnendes schäumen grenzenlos.

«So will Sappho ihren Kentaur»

Peter Z. Herzogs Shampoo-Flaschen stehen 101 Sapphische Odenstrophen des St.Galler Lyrikers Florian Vetsch an der Seite. Auch für sie gilt, was Sloterdijk geschrieben hat: «Es ist die Mischbarkeit der gegensätzlichsten Stoffe, die im Schaum zum Phänomen wird.» Das klingt beispielsweise so:

*Sappho bringt, mir lieb, die Geräte hierher:
Mittenheiss trochäisches Tempo, Lenden
Hebung, Senkung, daktylisch ökozentrisch
Klackende Stäbe*

Die antike griechische Dichterin Sappho, die um 600 v. Chr. auf Lesbos lebte, war berühmt für ihre Liebes- und Hochzeitsgedichte. Nach ihr wurde ein Versmass benannt, das bis in die Neuzeit gepflegt wird. Gerhard Tänzer beschreibt es in seiner kleinen erotischen Versschule *Schönes Blumenfeld* so: «Die ersten drei Zeilen bestehen aus jeweils vier Trochäen, in deren Mitte ein Daktylus eingebettet ist. Die vierte Zeile besteht aus einem Adonischen Vers (Daktylus und Trochäus).»

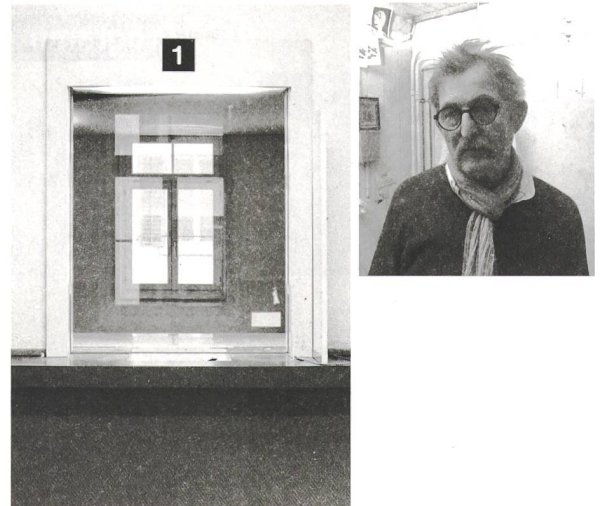
Sappho ist für Vetsch nicht nur die formale Inspirationsquelle, sondern auch die in verschiedenen Gedichten direkt Angesprochene. Doch sie ist nur eine unter vielen. Der aufschäumende Eros schweift, flottiert von der schaumgeborenen Göttin zur linksch schmunzelnden Helena, vom römischen Dichter Catull zur lieblichen Coiffeuse und von ihr zu Amy und ihrer verschlüsselten braunen Haut. Denn:

*So will Sappho ihren Kentaur: Er schwitzt &
Schnaubt, die Venen prall, die Gelenke sehnig
Prescht er über Thrakiens Hügel, verhofft im
Schatten der Pappeln*

Liebesgedichte, erotische Gedichte, ja – «Gnadenschaum von morgen, du blinzelst aus den / Venushügeln heute. Die Pforten, Grotten / Stehen offen» – aber nicht nur. Diverse der Sapphischen Vierzeiler nehmen Bezug auf Aktuelles, auf 9/11, auf das Bienensterben, auf Kochkünste, auf die wachsenden Abfallberge und «Petflaschenhalde» (auch Plastik hat Ewigkeitscharakter!) und die Ödnis von Siedlungen, in denen «die Witwenstelze erschauert». Die von Florian Vetsch mit neuer Energie aufgeladenen Sapphischen Odenstrophen sind von jenem perlenden Gleiten der Signifikanten durchwirkt, das den Betrachter auch durch Peter Z. Herzogs Illuminarium der Schaumzonen begleitet.

*Amys braune Haut ist verschlüsselt. Oder?
Undercover blättert sie Topoi auf &
Lyrics, grölt durch 1000 Gezeiten, stösst an
Trommeln & Saiten*

Peter Z. Herzog, Florian Vetsch: Sapphische Flaschenpost. Vom entsetzlich aufschäumenden Eros, Vexer Verlag, St. Gallen 2016, Fr. 48.–



Es stand im Januarheft: der Saiten-Vorsatz, das Kulturhaus an der Frongartenstrasse 9 auch als «Schaltstelle» für Diskussionen und Interventionen zu nutzen. Jetzt geht der Schalter auf – einer von insgesamt 13, die es im ehemaligen italienischen Konsulat gab und gibt. Im Februar ist der Künstler Hans Schweizer zu Gast. Er kündigt eine Aktion unter dem Titel «Pronto» an, über die noch nicht mehr verraten sei als dies: Es ist eine Initialzündung.

16. Februar ab 18 Uhr, Frongartenstrasse 9, St.Gallen.

AM WERDEN

Der Plan für ein «Komiktheater»

Das Zürcher Theater Hora ist das einzige professionelle Theaterensemble der Schweiz, das sich ausschliesslich aus Schauspielerinnen und Schauspielern mit einer «Behinderung» zusammensetzt. Noch. Denn der Clown Olli Hauenstein ist gerade dabei, in der Ostschweiz ein neues Projekt aufzugleisen. Anders als beim Theater Hora, das auch sehr ernsthafte Stücke spielt, soll der Fokus des «Komiktheaters» – wie der Name sagt – auf humoristischen Darbietungen liegen. Das komme Menschen mit Beeinträchtigung sehr entgegen.

Da ein grösseres, professionalisiertes Projekt geplant ist, spannt Hauenstein mit den Institutionen Sonnenhalde und Tandem zusammen. Aktuell ist der Clown noch mit Eric Gadiant mit dem Stück *Clown-Syndrom* unterwegs. Er sucht aber bereits nach Mitgliedern fürs neue Ensemble. Interessierte können sich bei ihm oder über die Sonnenhalde melden. «Freude am Theaterspielen, Tanzen und Musizieren sind Voraussetzungen für die zukünftigen Schauspieler», sagt der Clown. Von Vorteil sei es, mit besonderer Ausstrahlung oder einem speziellen Talent zu überzeugen. (fz)

Weitere Informationen:

Olli Hauenstein: 071 411 60 65

Sonnenhalde: komiktheater@sonnenhalde-ghg.ch

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Hinterfragen

«Die Schweiz ist eine Seifenblase. Man kann hier leben, ohne vom allgemeinen Weltgeschehen wie der Flüchtlingskrise tangiert zu werden. Das macht mich nachdenklich», sagt Regisseurin Sophia Bodamer. Ihr Theaterstück «Das Schweigen der Schweiz» verhandelt diese schweizerisch stoische Haltung. Das Stück erfragt die Lage der Nation – mit fünf Texten von fünf Autorinnen und Autoren. Kann es die Blase zum Platzen bringen? **Das Schweigen der Schweiz** 2. Februar, 20 Uhr, Kurtheater Baden kurtheater.ch

Programmzeitung
Basler Programmzeitung



Erfinden

Das Spiel geht so: Sie würfeln fünf Symbole. Nun haben Sie drei Minuten Zeit, um eine Geschichte zu diesen Symbolen und zu einem vorgegebenen Szenario zu erfinden. Die Geschichtenerfinder auf der Bühne können einen Joker aus dem Publikum wählen, der im Falle eines Blackouts einspringt. Einst für den heimischen Spieltisch erdacht, kommt das literarische Spiel nun erstmals als Live-Act nach Basel. **Icon Poet Live** 9. Februar und 9. März, jeweils 20 Uhr, Unternehmen Mitte, Basel mitte.ch

BKA
Basler Kulturagenda



Sargnagel

Die Wiener Autorin, Cartoonistin und Provokateurin Stefanie Sargnagel kommt für eine Lesung nach Bern. Sie unterhält mit ihren sarkastischen Kommentaren, die gegen Chauvinisten und Sexismus schiessen, auf Facebook und in Beiträgen für «Vice» und den «Bayerischen Rundfunk». Im Tojo liest sie Texte aus den Büchern «Fitness» und «Binge Living». Begleitet wird sie von ihrer Autorenkollegin Puneh Ansari. **Stefanie Sargnagel** 19. Februar, 19 Uhr, Tojo Theater, Reitschule Bern tojo.ch

041
Das Kulturmagazin



Unsinnen

Für ihr letztes Projekt «*ursonate revisited» hat die Werkstatt für Theater sich in die Welt des Dadaismus gestürzt und dabei entdeckt: Unsinn macht Spaß! Aus dieser Erkenntnis ging eine neue Arbeit hervor: «Hilnars Ode». Livio Andreina hat hierfür einen Text geschrieben mit nur zehn Buchstaben, die er aus Kasperlis Umfrage schöpfte: «Sind ihr alli do?» Eine Ode an den Unsinn! **Hilnars Ode** 13. und 15. Februar, jeweils 20 Uhr, Loge Luzern logeluzern.com

KUL



Zurückblicken

Die derzeit im Kunstmuseum Bern ausgestellten 200 Werke der Fürstlichen Sammlungen Liechtensteins zeigen, welche Schätze diese Sammlung enthält: Porträts grosser Meister wie Cranach dem Älteren, Rubens oder Van Dyck, eine Serie von Emailbildern, der Decius-Muszyklus oder eine goldene Truhe von Karl I. Die Ausstellung zeigt die Entwicklung der Fürstensammlung von den Anfängen im 17. Jahrhundert bis hin zu aktuellen Ankäufen. **Liechtenstein. Die fürstlichen Sammlungen** bis 19. März, Kunstmuseum Bern kunstmuseumbern.ch

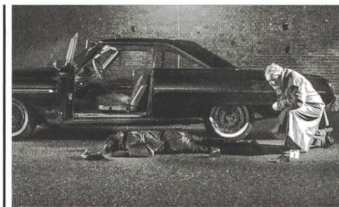
Coucou



Gipfeln

Der Februar ist ein blosses Warten auf besseres Wetter. Dieses ganze überzeichnete Geklöne wird von wunderbaren Anlässen wie dem Molton Lügen gestrafft. Die Veranstaltungsreihe akustischer Konzerte lässt jeden grauen Himmel vergessen. Im Februar gipfelt der Molton in einem kleinen, dreitägigen Festival mit Acts wie Brandy Butler, From Kid (Bild), Michael von der Heide und vielen mehr. **Moltonfestival 2017** 23. bis 25. Februar, Theater am Gleis, Winterthur molton.ch

KOLT



Abbilden

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren. kulturpool.biz
Roger Federer, Franz Hohler, Patricia Schmid und zahlreiche andere Persönlichkeiten standen bereits vor der Linse des Oltners Fotografen Remo Buess. Entscheidend für ihn ist jedoch nicht der klingvolle Name, sondern die Geschichte, die ein Gesicht erzählt. Eine spannende Auswahl seiner neusten Arbeiten zeigt er nun in einer Ausstellung im Schauraum Olten, mit Gesichtern voller Geschichten. **Remo Buess: Portraits** 17. bis 26. Februar, Schauraum Olten remobuess.com schau-oo-raum.ch